

EMILY BÄHR

SALT
&
SORCERY

EIN FLUCH SO FINSTER
WIE DIE TIEFE

DRACHENMOND VERLAG

EMILY BÄHR

SALT
&
SORCERY

EIN FLUCH SO FINSTER
WIE DIE TIEFE

DRACHENMOND VERLAG



SALT & SORCERY

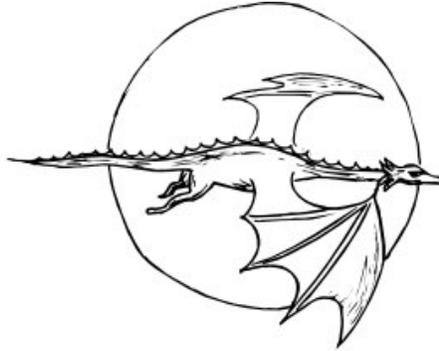
EIN FLUCH SO FINSTER WIE DIE TIEFE

EMILY BÄHR



DRACHENMOND VERLAG

Copyright © 2022 by



DRACHENMOND VERLAG

Drachenmond Verlag GmbH
Auf der Weide 6
50354 Hürth
<https://www.drachenmond.de>
E-Mail: info@drachenmond.de

Lektorat: Nina Bellem
Korrekturat: Sarah Nierwitzki - Wortkosmos
Layout Ebook: Stephan Bellem

Umschlagdesign: Alexander Kopainski
Bildmaterial: Shutterstock

ISBN 978-3-95991-574-8
Alle Rechte vorbehalten

INHALT

Prolog
Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Epilog

Drachenpost

Für Miriam
Solas ar d'anam

Aussprache der Namen

Maebh - Mäif

Ciarán - Kiehrenn

Siobhan - Schewonn

Fiadh - Fii-a

Éibhear - Eiwoor

Seamus - Schäi-mess

Oisín - Asheen

Sorcha - Sorkah

Daithí - Da-hie

Diarmaid Mac Cárthaigh Mór -

Dör-mott Mäk-Kar-thi Mor

Laoghaire - Lie-rie

Grainne - Grahn-je

Übersetzungen:

Tá an-bhrón orm, cailín - Tut mir leid, Mädchen

Go dté tú slán - Viel Glück und gute Reise

Slain go foil - Auf Wiedersehen

Slán agat - Lebewohl

*»When angels fell,
some fell on the land, some on the sea.
The former are the faeries
and the latter were often said to be the seals.«*

Unbekannt, Orkney-Inseln

PROLOG

Der Legende nach herrschten einst ein König und eine Königin über das Meer. Sie waren gesegnet mit vielen wunderschönen Kindern, die die Tage glücklich inmitten der magischen Korallengärten und grünen Weiden am Meeresgrund verbrachten. Ihr Leben war voll Heiterkeit, Gesang und Lachen.

Eines schicksalhaften Tages jedoch wurde die Königin furchtbar krank, und nur wenige Wochen später starb sie. Das brach das Herz des Königs mitten entzwei. Auch die Kinder vermissten ihre Mutter sehr, weshalb im ganzen Königreich kein Lachen oder Singen mehr zu hören war.

Trotz allen Leids wusste der König, dass es seine Pflicht war, erneut zu heiraten, um seinen Kindern eine Mutter zu geben. Die Seehexe, die von Jahren der Bitterkeit ganz hässlich geworden war, witterte die Gelegenheit, Königin zu werden, um jene zu beherrschen, die schon immer über sie gespottet hatten. Mit einer List verführte sie den König, und die beiden vermählten sich.

Ihre Bitterkeit legte sich allerdings auch dann nicht, denn sie war eifersüchtig auf die Kinder des Königs, die

selbst im Kummer noch so viel schöner waren, als die Königin es je sein würde.

Da verfluchte die Hexe sie und verwandelte sie in Robben, auf dass sie nie wieder das Königreich betreten und nur im Licht des vollen Mondes ihre wahre Gestalt annehmen konnten.

In seinem Zorn verbannte der König die Hexe in die dunkelsten Tiefen des Ozeans, doch niemand vermochte es, den Fluch, den sie auf seine Kinder gelegt hatte, zu brechen.

Und so durchschwimmen die Robben die Weltmeere, ohne je in ihre Heimat zurückkehren zu können. Und wenn man genau hinhört, kann man in einer klaren Vollmondnacht an der Küste ihrem Gesang lauschen.

Die anderen hielten sich stets von der Küste fern. Stattdessen zog es sie in den magischen Vollmondnächten, die nur ihnen gehörten, auf die felsigen Stufen von Sceilg Mhichil, dorthin, wo die Menschen vor Jahrhunderten schon kleine, runde Häuschen und steile Treppen errichtet hatten. Inzwischen kamen sie nicht mehr auf diese Insel. Sie fürchteten den Ort, der wie ein Monolith aus dem Ozean ragte, und erzählten sich Schauermärchen von lieblichen Gesängen, die vom Wind bis ans Festland getragen wurden. Von gespenstisch hellem Lachen, das selbst die tiefste Nacht durchschnitt. Von blassen Gestalten, die sich dort auf den Steinen tummelten.

All dies traf auf ihre Geschwister zu, doch als angsteinflößend hätte Maebh sie nicht bezeichnet. Denn sie nutzten die wenigen Stunden der Nacht, die ihnen in ihrer wahren Gestalt blieben, nur dazu, sie selbst zu sein. Für Maebh gab es nicht Schöneres, als ihre Beine auszustrecken und im silbernen Licht des vollen Mondes zu baden, mit ihren Geschwistern zu scherzen und zu singen,

bevor die dunkle Magie sie in die kalten Arme von Mutter Ozean zurückzwang.

Die Geschichte vom Fluch der Meerhexe war so alt, dass sie inzwischen als Legende galt. Eine der vielen, die die Selkies sich unter den Sternen erzählten. Und doch würde niemand von ihnen es wagen, die Regeln zu brechen:

Eine Nacht im Monat gehört dir.

Verwandelst du dich nicht vor Anbruch des Morgens wieder in eine Robbe, bleibt dir Zeit bis zum nächsten Vollmond – dann musst du für immer zurück ins Meer. Tust du das nicht, stirbst du.

Egal, wo du bist, verstecke deinen Mantel gut.

Die erste Regel beschrieb ihr Leben. Die zweite war eine Warnung.

Die dritte betraf vor allem diejenigen, die sich nicht im Schutz der kleinen Insel der Verwandlung unterzogen. Diejenigen, die trotz jeglicher Risiken mehr sehen wollten als die ewig gleichen Felsen im Ozean. Die wissen wollten, was es mit diesen Menschen auf sich hatte.

Aber wer war schon so töricht, sich aus reiner Neugier in eine solche Gefahr zu begeben?

»Gehst du schon zurück?«, flötete Maebhs Schwester Siobhan, als sie bemerkte, wie diese sich zu ihrem Mantel am Fuß der steinernen Treppe schlich. Die anderen waren völlig vertieft in ihren Gesang, und weiter oben bei den kleinen Häusern spielten einige von ihnen Verstecken. Doch Siobhan musste ihre Schwester Maebh eine Weile dabei beobachtet haben, wie sie unruhig auf einen

günstigen Moment gewartet hatte. Ihre Miene war keineswegs missbilligend, sondern eher fragend, als sie Maebh auf leisen Sohlen zu der kleinen Nische im Gestein folgte, wo sie beide ihre Mäntel abgelegt hatten.

»Nein.« Maebh schüttelte ertappt den Kopf, weil es vergebens gewesen wäre, ihr ins Gesicht zu lügen. »Ich will noch kurz zur Küste.«

»Um diese Zeit?«

Siobhans Blick wanderte hinauf zum Vollmond, der heute so hell strahlte, dass die Sterne in seinem Angesicht vor Neid verblassten. Doch Maebh verstand, was sie meinte. Sie saßen bereits lange auf der Insel und die Nacht war bald vorbei.

Vorsichtig strich Maebh sich eine Strähne aus dem Gesicht. Wie das ihrer Schwester war ihr Haar lang und von einer gräulich-braunen Farbe. Seidig und glatt wie das Fell in ihrer zweiten Gestalt. Dort hörten die Ähnlichkeiten zwischen den beiden allerdings auf, denn Siobhans Hautfarbe war dunkel, fast schwarz, und auch ihre Augen waren anders. Maebhs hellgrün, Siobhans dagegen braun und voller Besorgnis.

»Nicht lange«, versprach sie ihr. »Ich will nur ...«

Was? Was sollte sie ihrer Schwester schon sagen?

Ich will nur schauen. Herausfinden, was die Menschen so tun. Sehen, was abseits des Meeres und dieser öden Felsen passiert.

Siobhan schien sie auch ohne Worte zu verstehen, denn sie nickte. Sie war eine der Ältesten, zählte schon bald über zwei Jahrhunderte, und hatte in ihrem Leben viele andere Ozeane erkundet. Sie kannte Geschichten von Selkies, die

den Schutz des Meeres für die Menschen verlassen hatten, nicht nur, sie hatte sie sogar mitbekommen.

Wann immer sie davon erzählte, beschrieb sie es so: *Es ist, als würden manche von uns einem Ruf folgen ...*

Ob das auch auf Maebh zutraf?

Sie kam nicht dazu, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, weil sie sich plötzlich in einer stürmischen Umarmung wiederfand. Siobhans nackte Haut schmiegte sich angenehm kühl an ihre, und in dem Moment, in dem Maebhs Hand auf ihrem Rücken verharrte, spürte sie ihr Herz schlagen.

»Pass auf dich auf«, flüsterte Siobhan ihr zu, bevor sie ihr einen Kuss auf die Stirn hauchte und sich wieder von ihr löste. Es war nicht das erste Mal, dass Maebh sich im Vollmond davonstahl, nicht das erste Mal, dass ihre Schwester es mitbekam, weshalb ihr dieser innige Abschied seltsam unangebracht vorkam. Schließlich ging sie nur kurz schauen.

Ihr blieb keine Gelegenheit mehr, Siobhan nach dem Grund für ihr Verhalten zu fragen, denn ehe sie ihre Gedanken sortiert hatte, war diese wieder auf dem Weg zu den anderen nach oben.

Maebhs Blick wanderte noch einmal zum Mond, dessen zarte Strahlen ein Prickeln auf ihrem Körper hinterließen, als würden sie ihn mit Magie küssen. Dann schnappte sie sich ihren Mantel und huschte zum Ufer.

Es war bereits mehr Morgen als Nacht, als Maebh am Kap vorbeischwamm. Obwohl es ihr Tempo verlangsamte, hielt

sie den Kopf stets über Wasser. Immer wieder sah sie zurück, bis Sceilg Mhichil von den Klippen des Festlands verdeckt wurde. Erst, nachdem sie die steilen Felsen umrundet hatte, fühlte sie sich völlig vor den verurteilenden Blicken ihrer Geschwister geschützt, die ihr Fehlen inzwischen bemerkt haben mussten. Sie hätten Maebh nicht aufgehalten, aber im Vergleich zu Siobhan hatten andere wenig Verständnis dafür, wieso sie sich oft zu so später Stunde davonmachte, um ausgerechnet den Ort aufzusuchen, den sie so sehr fürchteten.

Maebh hielt kurz an, um zu lauschen, doch über das Tosen der Wellen hinweg waren ihre Stimmen nicht zu hören. Sie war allein. Kaum mehr als ein einziger dunkler Fleck im silbernen Band, das der Mond auf die Wasseroberfläche zeichnete. Und sie hatte ein Ziel.

Inzwischen war ihr die Strecke so geläufig, dass sie den Weg auch in tiefster Dunkelheit gefunden hätte. Von nichts geleitet als den Klängen des Ozeans und dem Rauschen der Flut, die gegen die Felsen des Kaps prallte und sie weiter die Küste entlang lockte. Maebh folgte ihrem Verlauf für einige Kilometer - ein Leichtes für ihren geschmeidigen Körper, der nur für das Schwimmen geschaffen war -, bis vor ihr eine Insel auftauchte. Zwischen dieser und dem Festland führte eine Meerenge zu ihrem Ziel. Ab hier musste Maebh auf der Hut sein.

Sie tauchte unter, bevor sie die schmale Passage durchquerte, wo sich auf dem Grund die Wracks Dutzender Schiffe und Barken fanden, deren Steuermänner die reißende Gewalt der Fluten zum Gezeitenwechsel unterschätzt hatten. Behutsam schlängelte sich Maebh

zwischen ihnen hindurch, denn obwohl ihre Augen die Dunkelheit unter der Oberfläche durchdrangen, musste sie vorsichtig sein, falls die Strömung sich plötzlich veränderte.

Erst als das Wasser wieder ruhiger und gleichzeitig wärmer wurde, wusste sie, dass sie es geschafft hatte.

Die Menschen nannten die Bucht *Baile an Sceilg*, den *Ort der schroffen Felsen*, eine Anspielung auf die Inseln, die die Selkies zu ihrem Zuhause erklärt hatten. Eine seltsame Wahl, wie Maebh immer wieder feststellte, denn was sie hier vor allem sah, waren Strände. Sanfte, im Mondlicht fast kalkweiße Streifen, die sich wie Aale um die Küste schlängelten. Und genau deshalb war sie hier. Um weichen Sand unter ihren Sohlen zu spüren statt rauer Felsen. Um den Wellen zu lauschen, die hier im Schutz der Bucht sanfter waren. Und um vielleicht, ganz vielleicht sogar einen Blick auf einen Menschen zu erhaschen.

Maebhs Atem ging flach, während sie sich so geräuschlos wie möglich an der Küste entlangbewegte. Ein Jahr zuvor hatten die Menschen am Ende der schmalen Landzunge einen Wachturm errichtet, der fast die gesamte Bucht überblickte. Tag und Nacht patrouillierten Soldaten auf den hohen Mauern, was es schwieriger machte, sich aus dem Meer zu wagen – aber auch umso aufregender.

Maebh schwamm an den Fuß der aus dem Wasser ragenden Mauern heran, bevor sie das Gebäude in seinem Schatten umrundete. In manchen Nächten konnte sie den Gesprächen der Wachen zuhören, doch heute schwiegen sie. Maebh hielt inne und lauschte dem Ozean. Die Wellen brandeten sanft und leise gegen das steinerne Fundament,

mehr plätschernd als tosend. Hier auf der Schattenseite waren die Sterne deutlicher zu sehen, ihr Funkeln in der Nacht, das heute irgendwie *anders* wirkte. Eine eigentümliche Stimmung lag in der Luft. Etwas, das Maebh nicht benennen, aber bis in ihre Eingeweide spüren konnte. Ein Prickeln, das ihr die Wirbelsäule hinab bis in die Schwanzspitze fuhr.

Ein Sirren lag in der Luft. Dann erklangen auf einmal Stimmen.

»Lasst mich sofort gehen oder ihr werdet es bereuen!«

»Mach dir da mal keinen Kopf, Junge. Wir sind schon dabei, dich gehen zu lassen!«

»Wo sind meine Sachen?«

»Maul halten.«

Über ihr ertönte ein Geräusch, als würde etwas Schweres zu Boden geworfen. Unbewusst hielt Maebh den Atem an und presste ihren Leib gegen das Mauerwerk. Für die Männer war sie zwar nur eine Robbe, doch sie wollte kein Risiko eingehen.

»Wenn du dem König deine Dienste verweigerst, hast du nichts in unserem Land verloren.«

Eine dritte Stimme ertönte. »Denkst du, es ist sicher? Ich meine, er ist einer von denen. Wenn wir ihn ins Meer werfen, spielen wir ihm vielleicht nur in die Hände und ...«

»Papperlapapp. Wir haben seinen Stab. Ohne ist er so nutzlos wie ein Kind.«

»Aber ...«

»Kein Aber. Los jetzt, hilf mir, ihn hochzuheben. Wenn er sich nicht das Genick an den Felsen bricht, ist er

spätestens in ein paar Minuten ertrinken. Und dann bringt ihr das Ding sofort zum König. Ist das klar?«

»Ja. Ich meine nur, dass ...«

Ein entnervtes Stöhnen war über ihr jetzt so deutlich hörbar, dass es ihr durch Mark und Bein fuhr.

»Nichts mehr davon. Wenn du sicher sein willst, dass er nicht wiederkommt und dich in deinen Träumen heimsucht, dann ...«

Das Ende des Satzes hörte sie nicht, denn ein lautes Platschen im Wasser ließ Maebh fast reflexartig in eben dieses hinabtauchen. Kreisförmig breiteten sich die Wellen von der Stelle aus, an der soeben ein menschlicher Körper in den Fluten versunken war. Feine Bläschen tanzten auf der pechschwarzen Oberfläche, keine drei Schwimmschwämme von ihr entfernt.

Was?

»Und erledigt«, kommentierte einer der Männer zufrieden. »War doch gar nicht so schlimm.«

An der Art des Schweigens erkannte Maebh, dass der andere Wachmann sich einen weiteren Protest verkniff. Stattdessen war ein leises Räuspern zu hören, ehe der erste erneut das Wort ergriff.

»So, und jetzt macht, dass ihr loskommt! Alle beide.«

Schritte entfernten sich eilig, doch erst als es so still wurde, dass Maebh sicher war, allein mit dem Ozean zu sein, wagte sie es wieder, zu atmen. Ein einziger langer Atemzug, mit dem sie so viel Luft einsog, wie sie nur konnte, bevor sie, ohne nachzudenken, in die Tiefe tauchte.

Selbst für ihre Sinne war die Schwärze in diesem Teil des Wassers ein Hindernis. Sie war gezwungen, sich auf

ihre Schnauze zu verlassen. Auf das feine Tasten ihrer Schnurrhaare, während sie die Fluten nach einem Widerstand absuchte.

Da! Etwas streifte ihren Rücken, weich und bitterkalt. Maebh schlug einen Haken und konnte einen Körper ertasten. Einen menschlichen. Jetzt musste sie sich konzentrieren.

Es war nicht das erste Mal, dass sie jemanden rettete, aber heute stellten nicht nur die Wellen eine Gefahr dar. Die Furcht rauschte wie ein Gift durch ihre Venen. Was, wenn sie sie längst entdeckt hatten? Was, wenn sie bemerkten, was Maebh vorhatte?

Sie gab der Angst keine Zeit, sie zu lähmen, sondern tat genau das, was sie schon oft getan hatte. In einer einzigen geschmeidigen Bewegung schob sie ihren Körper unter den des Fremden. Von dort presste sie sich behutsam gegen ihn, bis sie sicher war, dass sie die Kontrolle über ihn hatte.

Normalerweise verließ sich Maebh auf ihre Balance und ihr Gefühl für die Launen des Ozeans, während sie den Ertrinkenden langsam zur Oberfläche und anschließend an Land brachte. Doch dieses Mal passiert etwas Seltsames.

Schwerelos wie Seegras schwebten die Glieder des Mannes neben ihm, nur getragen vom Hin und Her der Strömung. Dann, wie aus dem Nichts, schien sein Überlebensinstinkt zu erwachen, und als ihr Körper seinen berührte, schlang er die Arme um ihren Leib.

Maebh widerstand dem Impuls, schnell das Weite zu suchen, und ließ zu, dass er sich an ihr festhielt. Sein Griff war kraftlos, gerade ausreichend, um sich an sie zu klammern. Ihr war klar, dass er dringend Sauerstoff

benötigte. Nur durfte sie es nicht wagen, in der Nähe der Burg aufzutauchen, solange die Männer dort waren. Sie musste darauf vertrauen, dass seine Kraft den Fremden am Leben hielt, bis sie von hier weg waren.

Sie gab alles, doch als sie endlich die Oberfläche durchstieß, war der Fremde kaum noch bei ihr. Das verzweifelte Nach-Luft-Schnappen blieb aus, und nur sein schweres Gewicht auf ihrem Rücken erinnerte Maebh daran, dass er überhaupt dort war. Jetzt warf sie alle Sorgen über Bord und schwamm auf direktem Weg zum Strand. Er sah leer aus, doch um sicherzugehen, fehlte ihr die Zeit. Sie waren kaum mehr als einige hundert Meter von der Burg entfernt, allerdings konnte sie an der Küste ein paar Felsen entdecken.

Eine Welle packte Maebhs Körper und schob sie voran, als wollte Mutter Ozean selbst, dass sie es schaffte. Maebh spürte feinen Sand unter ihrem Bauch. Über ihr schien noch immer der Vollmond, in dessen Licht sie ihre Verwandlung in rasender Geschwindigkeit vollzog, als hinge ihr eigenes Leben davon ab. Ihr dicker Körper wurde länger und definierter. Danach teilte sich ihre Schwanzflosse, wurde erst zu Beinen, zu Füßen, dann zu Zehen. Sie richtete sich auf und streifte eilig den Rest ihres Fells von den Schultern wie einen Mantel. Einen Mantel, den sie nun achtlos zur Seite warf, bevor sie sich umwandte und den Fremden mit sich an Land zog.

Das schwarze Haar klebte ihm wie Seetang im Gesicht. Hier an der Luft, aber vor allem in ihrer schwächtigen, menschlichen Gestalt war es umso schwerer, ihn zu bewegen. Nach ein paar Metern war Maebh völlig

entkräftet, doch es hatte gereicht, um ihn so weit aus dem Wasser zu zerren, dass die Wellen nur seine Füße umspielten.

Anschließend beugte sie sich über ihn und legte ein Ohr an seine Brust. Sein Herz flatterte leise und schnell, aber es hatte noch Kraft. Sie musste nur ...

Lautes Hufgetrappel riss sie aus ihren Überlegungen. Es kam aus Richtung des Weges, der direkt hinter dem Strand am Ufer entlangführte. Und es kam näher. Maebhs Blick wanderte zu dem Mann am Boden, der still und regungslos um sein Leben kämpfte, und dann wieder hinauf zur Böschung. Noch erkannte sie dort niemanden, meinte aber, das Stampfen der Pferde als Vibration im Boden zu spüren. Panik legte sich wie eine Schicht aus Eis um sie, machte sie kopflos. Nur wenige Meter entfernt bot eine Gruppe Felsen möglichen Schutz. Maebh dachte nicht länger nach, sondern hastete drauf zu und ließ ihren Körper zwischen die Spalten gleiten, obwohl sich der Stein in ihre dünne, blasse Haut bohrte.

Ein stechender Schmerz im Oberschenkel trieb ihr die Tränen in die Augen, doch sie schaffte es gerade so, einen Schrei zu unterdrücken. Da sah sie, wie die Pferde über die Dünen jagten und sich direkt auf den bewusstlosen Mann zubewegten.

Erleichterung durchflutete sie. Die Flucht zu ergreifen, war die richtige Entscheidung gewesen, doch ihr Mantel!

Panisch tastete Maebh sich danach ab, nur um das Bündel aus Fell und Leder ein paar Meter entfernt halb in den Dünen, halb in der Brandung zu entdecken. Dort, wo

die Wellen ihre verräterischen Spuren im Sand verschwinden ließen. Ihr Herz sackte hinab. *Nein!*

Die beiden Reiter kamen neben dem Bewusstlosen zum Stehen. Ihre Worte wurden vom Wind zu ihr herübergetragen.

»S-siehst du, Fínghin? Ich hab doch gesagt, d-d-dass ...« Trotz der klappernden Zähne konnte sie die Stimme des Mannes genau identifizieren. Er war einer der Wachen auf dem Turm. Er schien jünger zu sein als der andere, wobei seine Haare selbst in der Dunkelheit rötlich schimmerten. Sein Begleiter, der seine unordentlichen Locken zu einem Zopf gebunden hatte, rutschte vom Pferd und beugte sich nach unten. Vorsichtig legte er die Finger an die Kehle des Bewusstlosen, sodass Maebh befürchtete, er würde ihn würgen. Dann schüttelte er den Kopf.

»Der ist so gut wie tot«, gab er Entwarnung.

Wie zur Demonstration verpasste er dem am Boden Liegenden einen Tritt, doch nicht einmal ein Stöhnen verließ dessen Lippen.

»Siehst du? Komplett hinüber.«

Der Rothaarige, der noch immer auf seinem Pferd hockte, schüttelte nur den Kopf, während sein Kamerad im Begriff war, wieder aufzusteigen. Erleichterung durchflutete Maebh.

Geht weg, wollte sie ihnen entgegenschreien. *Verswindet!*

Und fast war es so, als würden sie ihr stilles Flehen erhören. Scheinbar ein letztes Mal ließ der ältere Wachmann, Fínghin, seinen Blick über den Strand

schweifen. Dabei verharrte er ausgerechnet auf dem kleinen Bündel Fell, das achtlos in der Brandung lag.

Maebhs Herz setzte aus, nur um nach wenigen Sekunden wieder weiter zu schlagen.

Bum.

Bum.

Bum.

Bum.

Genau im Takt seiner schweren Schritte. Hilflos sah sie dabei zu, wie Fínghin in die Knie ging und ihren Mantel aus dem Wasser zog. Einzelne Sandkörner rieselten zu Boden, während er ihn langsam entfaltete. Was für den Mann aussehen musste wie eine Decke aus Robbenfell, bedeutete Maebh mehr als ihr ganzes Leben.

»W-was ist das?«, fragte sein Kumpan vor Kälte zitternd.

Ein Lächeln verzog Fínghins Lippen so sehr, dass seine unnatürlich weißen Zähne im Mondlicht blitzten.

»Etwas, das dem König fast noch besser gefallen wird als der Schatz des Bastards dort drüben.«

Maebh wartete zu lange, nachdem die beiden Wachmänner verschwunden waren, obwohl sie wusste, dass die Zeit für den von ihr geretteten Mann ablief. Sekunde um Sekunde verstrich, während sie zwischen den Felsen kauerte, wo ihr jeder einzelne Muskel unsägliche Schmerzen bereitete. Tränen der Verzweiflung rannen über ihre Wangen und sie fühlte sich, als hätte man sie entzweigerissen.

Ihr magischer Mantel, ihr Robbenfell, ihre einzige Möglichkeit, wieder eins mit dem Ozean zu werden, war weg. Gestohlen von diesen grausamen Menschen, die einen Mann einfach so in den Tod geschickt hatten.

Maebhs Puls dröhnte laut in ihren Ohren und übertönte selbst das Tosen des Meeres, das wütender wurde, als wollte es sie für ihren Leichtsinns beschimpfen.

Was mache ich jetzt?

Sie hatte niemanden, den sie um Hilfe bitten konnte. Ihre Geschwister waren draußen bei den Felsen – zu weit weg, als dass ihr Rufen sie erreichen würde. Und selbst wenn, hätten sie Maebh ohnehin nur verhöhnt.

Regel Nummer drei: Egal, wo du bist, verstecke deinen Mantel gut.

Warum hatte sie nur so unbedacht sein müssen?

Irgendwann, es fühlte sich an wie Stunden, dabei konnten nur ein paar Minuten vergangen sein, beruhigte sie sich und wagte sich hinter den Felsen hervor. Der Strand war verlassen. Ein kühler Wind stellte die Härchen auf ihren Armen auf, während feuchter Sand sie zwischen den Zehen kitzelte. Die Welt war noch immer in silbernes Licht getaucht, doch zum ersten Mal kam ihr die Nacht nicht mehr magisch vor, sondern bedrohlich. Als könnte hinter jedem Schatten eine Gefahr lauern, der Maebh ohne die Magie ihres Mantels niemals gewachsen war.

Sie war im Begriff, erneut in Tränen auszubrechen, da fiel ihr wieder ein, wie sie überhaupt in diese missliche Lage geraten war. Eilig trugen ihre Beine sie zu dem Fremden, und als sie dieses Mal das Ohr an seine Brust legte, hörte sie nichts außer Meeresrauschen.

Nein!

Maebh lauschte noch einmal genauer.

»Nein. Nein. Nein!«

Panik ergriff von ihr Besitz, als sie mit der Hand über das Hemd des Mannes fuhr. Eisige Kälte hatte seinen gesamten Leib erfasst und seine Haut so blass werden lassen wie der Mond selbst.

»Nein!«, keuchte sie wieder, strich ihm die nassen, schwarzen Locken aus dem Gesicht. Seine Lippen besaßen fast dieselbe Farbe wie seine Haut, die Augen dagegen waren dunkel wie die Nacht und starrten glanzlos hinauf zu den Sternen.

Das durfte einfach nicht passieren. Nicht auch noch. Sie hatte nie einen geretteten Menschen ans Meer verloren. Und wenn ihr Opfer jetzt umsonst gewesen sein sollte ... Energisch verbiss sie sich die Tränen.

Sie holte tief Luft, bevor sie verzweifelt ihre Lippen auf seine presste, so, wie sie es schon hundertmal bei den Menschen gesehen hatte. Immer wieder hatten sie es auf diese Weise geschafft, Totgeglaubte ins Leben zurückzuholen. Als hätte ihr Kuss allein unerklärliche Kräfte.

Sie zählte die Sekunden, während sie in dieser Position verharrte, ohne zu wissen, was genau sie zu tun hatte. Alles, was sie spürte, war Kälte, die sie um jeden Preis vertreiben wollte. Maebh stellte sich vor, wie sie den Fremden in ihren Mantel hüllte, um ihm einen Teil der Wärme zu spenden, die sie selbst in den tiefsten Gefilden des Ozeans am Leben hielt. Sie wollte, dass ihn diese Energie erfüllte, dass sie ihn zurückholte aus der Dunkelheit, in die er gestürzt war. Maebh wünschte es sich, wie sie sich nie etwas sehnlicher in ihrem Leben gewünscht hatte.

Mit einem Mal durchzuckte sie ein Funke, woraufhin sie mit einem leisen Aufschrei von ihm abließ. Wie ein Stich bohrte sich ein Taubheitsgefühl in Maebhs Lippen, ließ sie panisch von ihm wegstolpern.

Dann schnappte der Fremde nach Luft.

Es war ein einziger verzweifelter Atemzug, der seine Lunge augenblicklich mit Luft füllte. Ein Hustenanfall schüttelte seinen Körper, und schon war Maebh wieder neben ihm. Behutsam half sie ihm, sich auf die Seite zu

rollen, bevor sich ein Schwall Salzwasser aus seinem Rachen ergoss, als hätte er beim Ertrinken den ganzen Ozean verschluckt.

Sacht klopfte sie ihm auf den Rücken. Er fühlte sich noch immer bitterkalt an, doch allmählich färbte sich seine Haut wieder mit Leben. Es dauerte einige Minuten, bis sein Körper aufhörte, das für ihn giftige Salzwasser auszustoßen. Danach sackte der Fremde entkräftet zurück und sah Maebh zum ersten Mal an.

»Bin ich tot?«

Seine Augen waren das Seltsamste, das sie je gesehen hatte. Vor Kurzem noch pechschwarz, erstrahlten sie nun in einem dunklen, silbernen Schillern, als hätte er das Meer selbst darin eingefangen. Der Anblick ließ sie für eine Sekunde überlegen, ob sie nicht beide gestorben waren.

»Nein. Du lebst.«

Ob alle Menschen so seltsame Augen hatten? Maebh hatte nie einen in Ruhe aus der Nähe betrachtet, hatte sie immer nur zum Strand gebracht, um danach hastig wieder zu verschwinden.

Ein freudloses Lächeln erschien auf den Lippen des Mannes. »Verfluchte Scheiße.«

Stirnrunzelnd fragte sie: »Wolltest du etwa sterben?«

Ein Kopfschütteln folgte als Antwort, dann Schweigen, während sich sein Atem weiter beruhigte. Seine Sachen - Lederstiefel, Mantel sowie Hemd und Hose aus Stoff - waren völlig durchnässt, doch entgegen jeder Logik schien er sich weder daran zu stören noch zu frieren. Stattdessen starrte er hinauf zu den Sternen, als würde er nicht nur

seine Lage, sondern auch sein ganzes Leben infrage stellen.

Er war ein schöner Mann, soweit Maebh das beurteilen konnte, und sah mit seinem länglichen Gesicht und der markanten Nase so anders aus als ihre Brüder. Ihm wuchsen nicht nur Haare auf dem Kopf, sondern dichte Stoppeln am Kiefer und um den Mund herum. Feine Wassertropfen hafteten auf seinen Wangen und bildeten einen funkelnden Kontrast zu seiner leicht gebräunten Haut.

»Bist du eine Traumerscheinung?«, fragte er mit rauer Stimme.

»Nein.«

»Eine Meerjungfrau? Sirene?«

»Nein.«

Er nickte, dabei konnten ihm ihre wenig genauen Antworten unmöglich genügen. »Und wie ist dein Name?«

»Maebh.«

»Ich danke dir, Maebh.«

Ihr blieb nicht mehr die Gelegenheit, nach seinem Namen zu fragen, denn schon kurz darauf sackte sein Kopf kraftlos nach hinten.

In Ermangelung eines besseren Plans begann Maebh damit, sich um den Fremden zu kümmern. Zuerst zog sie ihn an eine Stelle bei den Felsen, wo er einigermaßen vor dem Wind und ungewollten Blicken geschützt war. Anschließend verwischte sie die Spuren im Sand, die die Wellen nicht erreichten, und holte Wasser aus einem Bach,